

Chaos Urzustand, Ausgangspunkt für eine Kosmogonie, aber nicht Endzustand. Aber das merkt man erst, wenn man sich nicht damit begnügt, an der Oberfläche zu bleiben.

Abschließend: Der schönste und damit wahrhaftigste Selbstbezug gelingt dem Autor auf S. 120: »... ein Buch zu lesen, kostet Zeit – eigentlich zuviel Zeit.«

WOLFGANG EICHORN, München

Elfi-Marein Conrad: *Gedächtnis und Wissensrepräsentation*. Aspekte der Abbildungsleistung kognitionspsychologischer und filmsemiotischer Modelle: Ein Impuls zum Paradigmenwechsel. – Hildesheim, Zürich, New York: Olms 1993, 274 Seiten, DM 44,80.

Die vorliegende Arbeit widmet sich einem hochrelevanten Thema, das gerade in den letzten Jahren in den Brennpunkt zahlreicher Forschungsanstrengungen gerückt ist, nämlich der Frage, wie Wissen und Denken funktionieren und wie deren Aufbewahrung organisiert ist. Die Arbeit von Conrad verfolgt dabei ein besonderes Ziel: Modelle der Wissensrepräsentation vorzustellen, die im Rahmen der Kognitionspsychologie seit den 70er Jahren vielfältig entwickelt worden sind, diese mit filmsemiotischen Modellen zu konfrontieren und daraus ein neues Paradigma der Wissensrepräsentationsforschung zu entwickeln.

Die Autorin stellt als erstes den Merkmalsrepräsentationsansatz vor, der »den Anfang der neueren Forschung der gedächtnismäßigen Repräsentation von Wissen (bildet). Er scheint zum Teil der Tradition von Philosophie und Linguistik verhaftet, indem Wissen vornehmlich als begriffliches Wissen aufgefaßt wird, das Erscheinungen der Realität klassifiziert, d.h. nach begriffsrelevanten Merkmalen zusammenordnet«. Daran schließt sich die Vorstellung semantischer Netzwerkmodelle an, die freilich – wie auch die Modelle der Merkmalsrepräsentation – als unzureichend kritisiert werden, weil sie allenfalls zur Demonstration statischer Strukturen, nicht aber zu der von Wissensprozessen geeignet sind: »Netzwerkmodelle (...) eignen sich vor allem zur Repräsentation verbal vermittelter Inhalte und zur Erfassung von Tiefenstrukturen, die den Verstehensprozessen zugrunde liegen. Die gesamte Bedeutung der sprachlichen Aussagen kann

allerdings nicht mit Hilfe des Netzwerks repräsentiert werden«.

Die weitere Vorstellung des Modells episodischer Wissensrepräsentation lehnt sich an das von Tulving (1983) vorgestellte Modell an, ohne freilich dessen Implikationen voll auszuschöpfen. Die Feststellung »Tulving sollte es in Zukunft gelingen, seine Erkenntnisse über die gedächtnismäßige Repräsentation episodischen Wissens in ein Gesamtkonzept zu integrieren«, ist nicht nur wenig hilfreich, sondern offenbar ein grundsätzliches Mißverständnis. Auch die Darstellung der Schematheorien läßt die Tiefe der Argumentation vermissen, die für die Darstellung derartig anspruchsvoller Erkenntnisgegenstände Voraussetzung wäre, insbesondere eine Klärung, wie Schemata aufgebaut und modifiziert werden können.

Abschließend fügt die Autorin eine Kritik des Modells der Produktionssysteme an und beginnt dann mit der Diskussion von Modellen analoger Wissensrepräsentation. Diese Modelle beruhen auf »der Annahme, daß Wissensrepräsentation weitgehend analog dem zu repräsentierenden Wissen erfolgt, d.h. indem die Abbildung in weitgehender Ähnlichkeit zu den strukturellen und/oder funktionalen Eigenschaften der abzubildenden Objekte oder Ereignisse«.

Spätestens an dieser Stelle hätte man erwartet, daß die Autorin nun Modelle der Wissensrepräsentation vorstellt, die das damit angesprochene Basisproblem, ob »Realität« mental isomorph abgebildet werden kann, angehen: Auch wenn man nicht konstruktivistisch denkt, müßte hier eine Vorstellung von Voraussetzungen und Annahmen des Konstruktivismus erfolgen, die ja geradezu zentral das Verhältnis von »Realität« und deren mentaler Repräsentation zum Gegenstand haben. Die Tatsache, daß die Autorin auch nicht im Ansatz den Versuch macht, die Grundidee des Konstruktivismus vorzustellen, daß sie auch nicht einen einzigen Vertreter des Konstruktivismus in der Literatur aufführt, kann demgemäß nur als eine spezifische Form spezifischer Selbstauskunft angesehen werden. Statt dessen geht Conrad einen gewaltigen Schritt zurück und beginnt – ohne jedwede Erläuterung geschweige denn Begründung, mitten im Text – ein völlig neues Thema zu verhandeln, nämlich Filmsemiotik. »Die beiden Begriffe ›Film‹ und ›Semiotik‹, die in dem Terminus ›Filmsemiotik‹ verschmelzen, geben die beiden Kernpunkte ab, die der Suche nach dem neuen Paradigma einen Sinn verleihen.« Was hat Film mit mentaler Re-

präsentation, was hat Semiotik mit Annahmen über Wirklichkeit, was hat Filmsemiotik mit Sinn zu schaffen? Unbeirrt von diesen und anderen Fragen beginnt die Autorin daraufhin, den Kanon semiotischer Annahmen durchzudeklinieren und beendet ihre Darstellung mit einem Kapitel, betitelt »Auf der Suche nach einem neuen Paradigma«. Die mit Spannung erwartete Auflösung der Frage, was Semiotik, noch dazu die des Films, mit Modellen der Wissensrepräsentation zu tun hat, besteht im wesentlichen in der Feststellung, daß der Begriff des »Schemas« auch durch den der »Schablone« ersetzbar ist und, weit beachtlicher, daß der filmsemiotische Begriff »Filmgruppe« eine Entsprechung zu »Menschengruppe mit ähnlichen Umwelten« besitzt. Ach, wer da mitreisen könnte!

Medias in rem: Die Autorin hat sich mit dieser Arbeit gründlich verheben. Das Problem der Wissensrepräsentation, das an elementarste Probleme der Erkenntnistheorie wie Sein und Bewußtsein, Denken und Erkennen, Objekt und Subjekt heranführt, läßt sich nicht in Dünnbrettmanier verhandeln. Erst recht aber erscheint es wissenschaftlich unredlich, zwei Problemkreise, die voneinander so definitiv distinkt sind wie Neurophysiologie und Filmsemiotik, zu einem ungenießbaren Ragout zusammenzurühren und dieses als neues Paradigma der Wissensrepräsentationsforschung auszugeben: Wie man weiß, ist auch die repetitive Behandlung der Hörner eines Ochsen mit graphithaltiger Kuchenblechbackölessenz nicht geeignet, denselben über den Berg zu bringen.

KLAUS MERTEN, Münster

Berthold Bodo Flaig/Thomas Meyer/Jörg Ueltzhöffer: *Alltagsästhetik und politische Kultur*. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. – Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1993, 216 Seiten, DM 29,80.

Das ist einige Jahrzehnte ganz gut gelaufen: Politik wurde über die massenhafte Emotionalisierung vermittelt. Die Models waren attraktive und telegene Spitzenpolitiker, letztlich sogar Schauspieler. Doch die Konsequenz dieses Anpassungsprozesses an die werbetechnische Marketing-Logik zeigt sich nun darin, daß die Verkäufer der Ware Politik logischerweise nun auch

mit denselben Vermittlungsproblemen zu kämpfen haben wie die Verkäufer von Automobilen, Trekkingrädern oder Parfüms: Die Abnehmer sind mündiger geworden, sie verhalten sich selektiver, sie sind »wählerischer«, denken differenzierter und egoistischer. Außerdem sind sie über Produktionstechniken und Folgekosten des Konsums informierter denn je. Auch in der Politik entstand eine wachsende Distanz aus der zunehmenden Kompetenz der Bürgerinnen und Bürger. Diese Kompetenz ist allerdings keine politische im umfassenden Sinne, sondern erwuchs aus der Verengung der Bereiche, für die die einzelnen Menschen und die Gruppen, in denen sie leben, noch Interesse aufwenden. Diese Bereiche sind mehr und mehr die überschaubaren kleinen »Lebenswelten«, in denen man sich mit Gleichgesinnten bewegt. Das heißt: Die politische Kompetenz bezieht sich mehr und mehr auf die alltäglichen, »nachbarschaftlichen« Gegebenheiten. Ihre ökologische, kulturelle, regionale Konservierung wurde zum wichtigsten politischen Ziel. Umfassende gesellschaftliche Ziele – mit Ausnahme der ökologischen Perspektive – verblaßten zusehends. Sie sind heute bestenfalls zur Sicherung individueller und gruppenegoistischer Bedürfnisse von Interesse.

Die Formulierung von Interessen orientiert sich demnach heute nicht mehr an den quasi-klassenkämpferischen Forderungen oder an integrativen Ideen, sondern entsteht in unterschiedlichen alltäglichen Kommunikationszusammenhängen. Sie sind nicht mehr nur und vermutlich nicht einmal mehr hauptsächlich an den Kriterien des Alters, der Bildung, des Einkommens und des Geschlechts orientiert, sondern an demonstrativen Entwürfen der alltäglichen Kommunikation in immer engeren gesellschaftlichen Segmenten. Fazit: »Die Mitglieder sozialer Milieus suchen Alltagssituationen auf, in denen Kommunikationsmöglichkeiten zu ähnlichen Menschen zu erwarten sind, und sie meiden Situationen, in denen sie den Kommunikationserwartungen von Menschen anderer Milieuzugehörigkeit ausgesetzt wären. Das zerklüftet auf höchst folgenreiche Weise den sozialen Raum.«

Diese Diagnose stammt aus der jüngsten Zusammenfassung der einschlägigen Untersuchungen der letzten Jahre, insbesondere der »Sinus-Milieu-Studien«. Berthold Bodo Flaig, Geschäftsführer des Heidelberger Instituts, Thomas Meyer, Leiter der Akademie der politischen Bildung der Friedrich-Ebert-Stiftung und Politik-